

Nationale und kirchliche Identität im Estland der Gegenwart

1. Der Verlust der nationalen Homogenität

Die Zahl der Einwohner in der Republik Estland betrug vor dem Krieg (1939) 1 131 125. Innerhalb der auch jetzt noch geltenden Landesgrenzen hatten damals die Esten einen Anteil von 93 Prozent der Gesamtbevölkerung. Noch vor nur einer Generation hat unser Land also eine auffallend homogene Bevölkerung gehabt.

Der Zweite Weltkrieg hat dieses Bild schroff verändert. Estland hat 24 Prozent seiner Bevölkerung verloren. 1945 lebten in der Estnischen Sozialistischen Sowjetrepublik 854 000 Menschen, davon knapp 800 000 Esten und ungefähr 55 000 andere. Nach den Ergebnissen einer Volkszählung wohnten am 1. Januar 1989 hier mehr als 1 580 000 Menschen, davon 959 000 Esten und 621 000 Nichtesten. Die Gesamtzahl der Esten ist innerhalb von 44 Jahren um 160 000 oder um 20 Prozent, die Gesamtzahl der Nichtesten ist im gleichen Zeitraum um mehr als 566 000 oder um 1 150 Prozent gewachsen.¹

Vor zwei Jahren hat der Schriftsteller Lennart Meri – er ist gegenwärtig der Außenminister Estlands – es so beschrieben: „Während der 43 Nachkriegsjahre sind jährlich 13 000 Menschen nach Estland eingewandert. Beim Fortbestehen dieser Tendenz werden die Esten spätestens 2005, wahrscheinlich aber früher eine Minderheit in ihrem Lande sein. Im letzten halben Jahrhundert haben wir es nicht vermocht, die Bevölkerungszahl unseres letzten Friedensjahres vor dem Kriege wiederherzustellen. Der Schatten des Krieges begleitet uns immer noch. Während einer Generation ist die nationale Homogenität in Estland um das Neunfache zurückgegangen. Europa kennt keine so drastischen Veränderungen, also fehlen auch die Analogien, um die Folgen dieses Vorgangs zu prognostizieren. Wir könnten uns Moskau mit 15 Millionen Einwohnern vorstellen, wo die Hälfte Chinesen wären und die Menschen, die den Straßenverkehr zu regulieren haben, mit dem Recht des ‚älteren Bruders‘ nur Chinesisch sprechen würden. Und man soll unbedingt in Betracht ziehen, daß eine solche Änderung der Bevölkerung Hand in Hand mit Veränderungen auch in den Lebensgewohnheiten dahergeht, und sei es auch nur das Ersetzen von

Löffeln durch Eßstäbe in Gaststätten. Das alles hat in einer Generation stattgefunden.“

Die neuesten soziologischen Befragungsergebnisse weisen deutlich darauf hin, daß sich die Einwanderer durch die Dauer ihres Aufenthaltes den Ortsansässigen wesentlich – wenngleich nur annäherungsweise – angleichen.² Wir leben in der Provinz eines Imperiums, das sich aus vielen Nationen zusammensetzt. Jede Nation hat ihre eigenen Interessen. Nun war es aber das Ziel des Imperiums, die Nationen gleichzuschalten und schließlich zu liquidieren, um eine „neue historische Gemeinschaft – das Sowjetvolk“ hervorzubringen.³ Der Totalitarismus hat immer an Gleichheit, Einheit und Homogenität appelliert. Diese neue Gemeinschaft sollte die sowjetische Sprache sprechen, überall sich zu Hause fühlen, ob es auf Sachalin oder im Baltikum wäre. Und sie sollte gemeinsame Interessen haben, welche in Ausnutzung ihrer Monopolstellung von der herrschenden Partei – genauer von der Partielite oder Nomenklatur festgelegt wurden. Da das gesteckte Ziel im schreienden Widerspruch zu der Wirklichkeit stand, versuchte man, die Wirklichkeit gewaltsam zu verändern. Die Wirklichkeit ist aber stärker als alle Theorien, und so haben sich im Laufe von Jahrzehnten Spannungen angestaut, die sich jetzt beim Ansteigen von nationalen Gefühlen freie Bahn brechen. Plötzlich sieht man, daß alles von mehr oder weniger verborgener Depression und Angst, mehr oder weniger verstecktem Überlegenheitsgefühl und Machtanspruch, von Mißtrauen und Beleidigtsein gekennzeichnet war. Natürlich gibt es unter den Ankömmlingen verschiedene Gruppen. Manche haben wirklich geglaubt, daß sie kommen, um andere Völker zu befreien, manche sind einfache Menschen, die man auch Wirtschaftsflüchtlinge nennen könnte.⁴ Obwohl diese letzten keine Macht zu haben scheinen, haben sie doch bei uns (und überall, wo sie Fremde sind) fast dieselbe Rolle als besonderer Volksstand, denselben Standesstolz und einige Privilegien, wie sie etwa früher der baltische Adel hatte. Nur – wenn die halbe Bevölkerung zum Adel gehört, dann ist es auch für sie selbst zu viel.

2. *Wer lebt heute in Estland?*

Lenin hat einmal bemerkt, daß der Spottname für Tartaren unter dem Zarismus „Fürst“ gewesen ist. Das hatte sich daraus ergeben, daß einmal die Worte für die tartarische Sprache und den Status des Herrschers gleiche Bedeutung hatten, ebenso gleiche Bedeutung, wie sie heute die Worte „Internationalist“ und „Freundschaftsbringer“ für fast jeden Vertreter unseres östlichen Nachbarvolkes haben. Doch wenn man allein wegen der

Sprache oder der Rasse Fürst oder Internationalist genannt wird, selbst in Wirklichkeit aber doch nur ein von seiner Heimat fliehender und arbeitssuchender Wanderer ist? – Dann können nicht nur bei Ortsansässigen Zweifel hinsichtlich der edlen Ziele solcher Menschen aufkommen. Als die „Vorkämpfer für gleiche Rechte“ wie Jarowoi und Scheplewitsch es für undenkbar hielten, Estnisch sprechen zu lernen, da hat sich darin ihr fürstliches Bewußtsein von den Vorteilen eines großen Volkes ausgedrückt. Leider sind aber diese Vorteile verhängnisvoll für den Großen selbst.⁵

Würde man den Untergang der großen und mächtigen Völker graphisch in einer Kurve darstellen, dann sähe man auf diesem Bild zugleich nachweisbar das Syndrom ihrer sozialen Verarmung. Besonders ist da an den Untergang der nationalen Bauernschaft zu denken. Die Lektüre einer Dissertation vom Ende des 17. Jahrhunderts von Daniel Bratt „Über Getreidemangel und dessen Heilmittel“⁶ stellt den Leser auch heute vor erschütternde Tatsachen. Erst während dieser Lektüre begreift man, wie tief vergessen und gleichzeitig aktuell für uns alle diese Wahrheiten sind, die damals dem Aufstieg und Verfall des römischen Reiches und neuerdings dem Niedergang unserer sogenannten sozialistischen Wirtschaft zugrundegelegen haben. Nur einige Beispiele mögen das belegen: „... anfangs hat es wenig Großgrundbesitz gegeben, und jedermann hat selbst seinen kleinen Acker bestellt ... fast nie hat man Getreidemangel gespürt ... Nach der Eroberung eines großen Teils der Welt begannen sie, von den unterworfenen Provinzen Getreide einzufordern ... Beim Anwachsen des Reiches haben namhafte Patrizier das ganze Land an sich gerissen ... Der Plebejer, für den das Bebauen des fremden Landes verachtungswürdig war, flüchtete vom Land in die Stadt. Dort hat er sich dem Müßiggang hingegeben und ist durch den Genuß dieses unsittlichen und unwürdigen Müßiggangs degeneriert ... Endlich ist man soweit gekommen, daß ganz Italien und die naheliegenden Provinzen wie Erbgüter einer Handvoll Reichen gehört haben. Gleichzeitig hat man das verarmte Volk durch Brotverteilen ernähren müssen, damit es nicht verhungert oder aufständisch wird.“

Wie man sehen kann, sind die gegenwärtigen Probleme in der Sowjetunion aufs Engste vergleichbar mit denen aus dem alten Rom. Riesige, durch fremde Arbeiter bestellte Landflächen bringen nicht mehr so viel ein, wie zum Leben nötig ist. Daher werden Bodenschätze verkauft und Getreide wird importiert. Zur Vermeidung eines Aufstandes werden aber die Preise für Lebensmittel und die Wohnungsmieten künstlich niedrig gehalten.

Die russischen Dörfer werden leer. Man kennt da keine Arbeitslosigkeit, wohl aber Mangel an Arbeitskräften. In den Dörfern der Minderheits-

völker ist oft das Gegenteil der Fall. Warum ist dort kein Syndrom der sozialen Verarmung wirksam? Wenn auch nicht real, so sind doch potentiell auch in Estland die Bauern vorhanden. Man soll ihnen nur das Land und die Rechte überlassen. Karl Marx hat geschrieben, daß nur das Dorf die Quelle der Lebenskraft einer jeden Nation sein kann und auch ist. Beim russischen Volk ist diese Quelle versiegt.⁷

Es gibt einen wirklichen Mangel an Arbeitskraft und einen künstlich verursachten Mangel. Während der letzten Jahrzehnte hat man sehr extensiv allerlei Industrie in Estland entwickelt und damit auch einen chronischen – meist nur scheinbaren – Mangel an Arbeitskraft geschaffen. Der Wissenschaftler Jaan Rebane sagt: „Neben der Anwerbung der Arbeitskräfte, die wirklich zur Erhöhung der Produktion nötig waren, haben mehrere der bei uns ansässigen Betriebe jahrzehntelang als eine Art Immigrationspumpen funktioniert. Sie haben es nicht geschafft, für ihren Bedarf ein bleibendes Kontingent an Arbeitskräften zu schaffen, aber sie haben beständig Menschen von außerhalb Estlands zu sich gezogen, die überhaupt kein Interesse an einem bleibenden Arbeitsverhältnis in diesen Betrieben haben. Sie waren vielmehr an etwas ganz anderem interessiert: sie wollten einen neuen, bequemeren Wohnort finden und kamen deshalb nach Estland. Den größten Anteil solcher Betriebe gibt es in Tallinn (Reval). Sie stehen direkt unter Moskauer Führung. Oft haben diese Betriebe besonders große Ressourcen für soziale Entwicklung und Baukapazitäten. Sie sind fähig, für Neuankömmlinge besonders günstige Bedingungen für die Beschaffung einer Wohnung herzustellen. Im Vergleich mit den Einheimischen stehen die neu hinzukommenden Arbeitskräfte dann besser da.“⁸

So ist es lange Zeit gut gegangen – wie mit einem frisch geölten Räderwerk. Wenn heute Esten einmal auch nur mit Worten die Möglichkeiten erwägen, wie man diesen Kolonistenstrom verkleinern könne, dann wird ihnen von manchen Zeitgenossen eingeredet, man taste damit das Recht eines jeden Menschen auf freie Wahl des Wohnsitzes an.

Es scheint so, als könnten nur die großen Völker und ihre Angehörigen volle Rechte haben, obwohl in Artikel Eins der beiden grundlegenden Menschenrechtspakte der Vereinten Nationen aus dem Jahr 1966, zu deren Vertragsparteien auch die Sowjetunion gehört, zu lesen steht: „Alle Völker haben das Recht auf Selbstbestimmung. Kraft dieses Rechtes entscheiden sie frei über ihren politischen Status und gestalten in Freiheit ihre wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung.“ Die Esten, Letten und Litauer gehörten im Zweiten Weltkrieg nicht zur „sowjetischen Nation“, vielmehr wurden sie am Vorabend des Krieges von der Sowjetmacht überfallen und unterworfen. Sie waren Opfer eines blutigen Kampfes, den die

Sowjetunion gegen sie führte und der zeitweise einer Ausrottungsaktion ähnelte. Jetzt erst kann man davon auch in Estland reden und schreiben.⁹ Dennoch sagen viele Menschen aus dem Westen, die niemals unter den Bedingungen mangelnder Freiheit gelebt haben, daß es unmöglich sei, das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Wir können zustimmen: das ist unmöglich. Aber gerade ein solcher Versuch wurde im Jahr 1940 mit dem Molotow-Ribbentrop-Pakt gemacht. In Wirklichkeit ist gerade das, was hier in Estland und in der baltischen Region, in den kleinen nach dem Ersten Weltkrieg in Zwischen-Europa entstandenen Ländern, geschehen ist, ein Fortschritt, ein entwicklungsmäßiger Schritt nach vorne gewesen. Die Entwicklung der Nationalstaaten in den zwanzig Jahren war eine historisch neue fortschrittliche Phase. Das war Abschied vom Feudalismus und ein Loskommen vom großstaatlichen Imperialismus. Was damals in Sowjetrußland geschehen ist, hat man bisher noch nicht richtig beschrieben. Jedenfalls im Rechtsleben geschah aber dann ein riesiger Rückfall, ein schneller Wechsel zum totalen Terror und zur Diktatur. Und wenn man im Jahr 1940 versuchte, auch unsere Geschichte der Geschichte dieser Sowjetunion einzugliedern, so war gerade das ein Versuch, das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Wie wir jetzt sehen, ist dieser Versuch nicht gerade besonders gut gelungen und hat keinem Volk Glück gebracht.

Shanna Wassiljewa von der „Literaturnaja Gazeta“ fragt: „Die Geschäfte sind leer bei uns, es herrscht Inflation, die Kriminalität nimmt zu, wegen Gesetzen über die Sprache wird gestreikt und demonstriert. Wie läßt es sich erklären, daß heute um die nationalen Kulturen ein derart leidenschaftlicher Streit entbrannt ist?“ Die Schriftstellerin und Philologin Marietta Tschudakowa antwortet: „In unserem Land hat die Sprache unmittelbar etwas mit Politik zu tun. Als in den nichtrussischen Republiken in den Unterstufenklassen einst der Unterricht in der Muttersprache abgeschafft wurde, hatte die örtliche Obrigkeit ganz unverfroren erklärt: ‚Sonst können wir euch nicht kontrollieren!‘ Muttersprache bedeutet Selbständigkeit. Für den Apparatschik mit seinem imperialen Bewußtsein ist der Gedanke unerträglich, daß in seinem Land jemand in einer Sprache spricht, die er nicht versteht. Zwischen der nationalen Wiedergeburt und der demokratischen Erneuerung der Gesellschaft besteht also ein ganz natürlicher Zusammenhang. Das Schlimmste ist nur, daß der langjährige Mangel an Demokratie auch der Kultur sehr geschadet hat.“¹⁰

Das Schicksal ist den baltischen Völkern gnädiger gewesen als unseren östlichen Nachbarn, den fennougrischen und sibirischen Kleinvölkern, die praktisch ausgestorben, d. h. absorbiert sind. Obwohl die westlichen Staaten auch nach dem Ersten Weltkrieg ein großes und ungeteiltes Rußland

(als Gegengewicht zu Deutschland) gewünscht hätten, hat der Freiheitskrieg den drei Völkern des Baltikums noch zwanzig Jahre Gnadenfrist gebracht. Der heftigsten Vernichtung von Bauern und der Kirche in den dreißiger Jahren sind wir entkommen (Deportationen nach Sibirien fanden erst 1941 und 1949 statt.) Was das bedeutet, wird klar, wenn wir bedenken, daß die Republik Estland z. B. für Sowjetrußland zwei gut gepflegte Klöster bewahrt und in guter Ordnung übergeben hat, die sonst das Schicksal von Dutzenden anderer geteilt hätten und zerstört worden wären. Das sind die Klöster Petseri (Petschora) und Püchtiza (Kuremäe).

Die Geschichte mit der mächtigen Kirche der Rettung des Herrn in Moskau ist symbolisch. Im vorigen Jahrhundert hatte man sie in fünfzig Jahren gebaut als Zeichen des Dankes an Gott für den Sieg über Napoleon und zum „Andenken für die kommenden Jahrhunderte“. In den dreißiger Jahren wurde sie abgerissen, und man beschloß, an ihrer Stelle den sowjetischen Palast zu errichten. Doch das Fundament dieses Palastes drohte abzusinken auf dem weichen Boden, wo die Kirche fest gestanden hatte, obwohl man es mit viel Metall befestigte. Im entscheidenden Augenblick des Zweiten Weltkriegs hat Malyschew den Genossen Stalin daran erinnert, und man hat von dort 300 000 Tonnen Stahl für den Bau von Panzern bekommen. Stalin persönlich schrieb die Resolution: „Gestattet! Der Krieg wird gewonnen und das Gebäude wieder erbaut.“ Nach dem Krieg baute man dort jedoch das Schwimmbecken „Moskau“ ...

So leben in der Gegenwart in Estland einheimische Esten, die bisher nur passiven Widerstand geleistet haben. (Nach offiziellen Angaben ist z. B. unter den Esten der niedrigste Prozentanteil von Menschen, welche sich bereitgefunden haben, die russische Sprache vollständig zu erlernen.) Jetzt verlangen sie die Wiederherstellung der Selbständigkeit. Nur vierzig Prozent der Bevölkerung sind Sowjetmenschen, die zwar nicht alle Russen sind, aber Russisch als Umgangssprache benutzen. Die kulturellen Interessen dieser entwurzelten Menschen sind natürlich ziemlich niedrig. In Tallinn (Reval), einer Stadt mit einer halben Million Einwohnern, wovon wenigstens zwei Drittel Russen sind,¹¹ gibt es nur ein russisches Theater, welches vor halbleerem Saal zu spielen pflegt und nur durch staatliche Zuschüsse sein Leben fristen kann.

3. Das Verhältnis zwischen den Völkern in der Vergangenheit.

In Estland hat es seit langer Zeit verschiedene Völker gegeben: eine Oberschicht von Deutschen, eine Menge von Juden (die auch heute noch sagen, daß hier in der ganzen Sowjetunion am sichersten zu leben ist),

Schweden im Küstengebiet und auf Inseln, und auch Russen. Als 1685 die Altgläubigen (Starowerzy, Raskolniki) in Rußland für vogelfrei erklärt wurden, ist ein großer Teil von ihnen nach Ingermanland und Estland (Gebiete in Alutaguse, Mustvee und Röpina) geflüchtet. Sie sind nicht als Missionare, sondern als religiöse Asylanten nach Estland gekommen. Es hat keine Konflikte mit den örtlichen Lutheranern gegeben, weder aus nationalen noch aus religiösen Gründen.¹²

Es scheint so, als hätte es in Estland keine nationalen Spannungen gegeben. Die Spannungen bestehen zwischen den Herrschern und den Beherrschten, wie es früher zwischen Deutschen und Esten war. Derjenige, der die anderen versklavt, kann nicht frei sein. Wirkliche Freundschaft kann nur zwischen Freien und Gleichen bestehen. Und jetzt ist es so, daß die Esten mit Deutschen und Schweden erstaunlich gute Beziehungen haben.

Aber das hat schon während der kurzen Selbständigkeit begonnen. Die Deutschen, Russen, Schweden und Juden hatten damals eine starke Kulturautonomie und der Staat hat großzügig ihre Schulen und Kultureinrichtungen unterstützt. Noch mehr als das.

Am 30. April 1900 wurde die russisch-orthodoxe Alexander-Newski-Kathedrale auf dem Domberg Tallinns (Revals) eingeweiht. Der Wunsch nach einer neuen und prächtigen Hauptkirche war schon im 19. Jahrhundert aufgekommen, der Heilige Sinod Rußlands erteilte seinen Segen und der damalige Gouverneur Estlands, S. W. Schachowskoj, hat das Vorhaben nach seinen Möglichkeiten unterstützt. 1894 wurden die Bauarbeiten begonnen. Der Entwurf des Gelehrten M. T. Prehraschenski hat die Moskauer Kirchenarchitektur des 17. Jahrhunderts nachgeahmt. Der größere Teil eines im 19. Jahrhundert auf dem Domberg angelegten Lustgartens wurde dafür zerstört, auch zwei Wohnhäuser auf der Südseite des Schloßplatzes wurden abgerissen. Zweifellos wurde die Alexander-Newski-Kathedrale gerade aus politischen Erwägungen auf dem Domberg errichtet – in dichter Nähe zu den Hauptgebäuden der Regierung. Die Russifizierungspolitik Alexanders des Dritten war zu der Zeit schon im Gange, und man wollte die Größe und Macht alles Russischen vorführen. Alexander Newski, dem die Kathedrale gewidmet ist, dient auch heute als großes Vorbild für viele Vorkämpfer des russischen Imperiums.

Die Alexander-Newski-Kathedrale steht neben den einfachen und strengen, schwerfälligen gotischen Türmen und Bauten der Altstadt von Reval wie ein starker Kontrast. 1928 hat man der Staatsversammlung den Vorschlag gemacht, die Kirche im Interesse der Stadtsilhouette abzureißen, doch es wurde abgelehnt. Der mit viel Geld- und Arbeitsaufwand errich-

tete Bau blieb stehen. Es liegt im Trend dieses Vorgangs, daß heute in Tallinn sieben orthodoxe Kirchen zum gottesdienstlichen Gebrauch zur Verfügung stehen, sechs davon für Russen und eine für die einheimischen Glieder der orthodoxen Kirche. Was das bedeutet, tritt erst recht deutlich vor unser Auge, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß vor einigen Jahren in ganz Moskau weniger als vierzig Kirchen für den Gottesdienst genutzt werden konnten.

4. Die Bedeutung der Kirche für das estnische Volk

Vor dem Zweiten Weltkrieg gehörten 84 Prozent der Bevölkerung zur lutherischen Kirche und 12 Prozent zur orthodoxen Kirche. Nach dem Krieg ist die Situation völlig anders geworden. Die meisten Kirchengebäude dienen weiterhin ihrer eigentlichen Zweckbestimmung. Freilich konnte nur ein winziger Teil davon weiterhin der gleichen Glaubensgemeinschaft beim Gottesdienst zur Verfügung stehen. Der treue Dienst der Kirchenmauern für die in ihnen versammelte Gemeinde wurde in seiner Kontinuität zwar in vielen Fällen durch die Mächtigen des Staates unterbrochen, aber die Kirche konnte nicht völlig ausgelöscht werden. In dieser Zeit gab schon allein das Vorhandensein einer Organisation, die nicht direkt unter Kontrolle und Führung der Partei stand, wie das bei allen anderen der Fall war, der Kirche eine hervorragende Bedeutung: Sie war ein Zeichen dafür, daß es diese Möglichkeit überhaupt noch gab. Natürlich mußte die Kirche dafür den hohen Preis zahlen, daß sie Verfolgung zu erdulden hatte, aber dennoch war die Kirche als solche in diesem Zusammenspiel der Kräfte ein Symbol des passiven Widerstandes gegen totalitäre Systeme.¹³

Ein anonymer Korrespondent beschreibt die jetzige Lage in Estland: „Von den Taufeltern und Taufpaten beispielsweise sei in den meisten Fällen nach der Taufe niemand mehr in der Kirche zu sehen gewesen. Andererseits ist die neue Verbindung von Kirche und Nationalismus, die in der UdSSR bisher mit allen Mitteln unterbunden wurde, ein neues Motiv, der Kirche wieder nahezutreten. Bisher hatten die Kirchen zur Russifizierungspolitik in Estland und Lettland geschwiegen und so das Vertrauen vieler Gemeindeglieder verloren.“¹⁴ Meines Erachtens ist aber die Lage ganz umgekehrt. Nicht das Verhalten der Kirche hat verursacht, daß ihre Glieder mit Kommunisten mitgelaufen sind, sondern unsere ganz hoffnungslose Lage. Man muß dabei ja auch fragen, was die Kirchenmitgliedschaft eigentlich ausmacht. Sind es noch Glieder der Kirche, die von allen anderen Unmögliches verlangen, statt selbst als Christen ihres

Glaubens zu leben? Daneben muß man sich vor Augen halten, daß mehr als ein Viertel der lutherischen Pfarrer zeitweise in Verhaftung gewesen sind.

Auf der einen Seite gab es eine massive Verfolgung der Kirche und der Gläubigen, besonders der jungen Menschen. Als Beispiel aus den sechziger Jahren möge genügen, daß jeder aus der Hochschule exmatrikuliert wurde, wenn er oder sie etwa bei der kirchlichen Trauung ertappt wurde. Später wurde dies als der eigentliche Grund nicht mehr ausgesprochen, sondern mit allerlei dazu erfundenen Scheingründen argumentiert. Aber die feindliche Haltung blieb bestehen, und es gehörte tatsächlich viel Mut dazu, ein Christ zu sein oder zu werden. Jede Möglichkeit einer beruflichen Karriere wurde damit abgeschnitten.¹⁵

Auf der anderen Seite war da die Ohnmacht der Kirche. Wenn der größte Teil des Volkes seine Kirche verläßt, dann bleiben in den Gottesdiensten nur einige Frauen im Rentenalter übrig. Erst in der allerjüngsten Zeit wagen es viele zu sagen, daß sie in ihrem Herzen der Kirche treu geblieben seien. Damals jedoch erfuhren nicht einmal ihre Kinder etwas darüber, ganz zu schweigen davon, daß sie nicht getauft wurden. Die Zahl der Taufen in ganz Estland lag zwanzig Jahre lang bei nur 500 bis 600 pro Jahr! Die Kirche war ohnmächtig. Die Gründe dafür sind nicht darin zu suchen, ob ein Pfarrer über heikle Fragen geschwiegen oder mutig gepredigt hat. Viele Kirchenbänke waren einfach leer. Es war nur der kleine Rest im Gottesdienst übrig geblieben. Dabei gab es durchaus Pfarrer, die es wagten, „würzige“ Predigten zu halten. Das war möglich, denn nach Stalins Tod wurde nur noch einmal ein Pfarrer kurzfristig arretiert. Aber paradoxerweise hatten diese Pfarrer, die zur politischen Situation nicht geschwiegen haben, noch weniger Predigthörer als die anderen. Für gewöhnlich sterbliche Bürger Estlands war es ein zu großes Risiko, etwa beim Hören einer dissidierenden Rede im Gottesdienst ertappt zu werden. Dem Normalbürger stand in seinem Lebensbereich keine Schutzzone für solche Freiheiten zu.

Jetzt hat sich die Lage geändert und die Stimmung ist umgeschlagen. Damals führende Kommunisten spielen neue Rollen. Sie haben ihre Meinungen vertauscht und sprechen ganz besonders laut gegen die Russen, gegen Ausplünderung des Landes und ähnliche Probleme. Jedoch nur sehr wenige haben Buße getan. Meistens möchten alle unschuldige Opfer des Systems gewesen sein.

In dieser Umbruchsituation, in der eine allgemeine Vertrauenskrise deutlich spürbar ist, genießt die Kirche, und ganz besonders die lutherische Kirche, eine große – vielleicht zu große – Beachtung und Aufmerk-

samkeit. Die Lage bei uns ist ähnlich der Situation nach der Wende in der ehemaligen DDR, wo viele Pfarrer aktive Politiker geworden sind. Wenn von ungefähr neunzig aktiven Pfarrern etwa ein Viertel, genau 22 Personen (wozu noch einige Theologiestudenten kommen), zu Delegierten des Estnischen Kongresses, der alternativen, radikalgesinnten reinestnischen Volksvertretung, gewählt wurden, wenn sieben Pfarrer Mitglieder im Rat des Landkreises und zwei (von insgesamt 105) Pfarrern Mitglieder des obersten Rates von Estland sind, dann ist das doch ein deutliches Zeichen dafür, wie hoch das Vertrauen und die Erwartungen gegenüber der Kirche und ihrer Geistlichkeit sind. Aber das ist keine Folge der neuen Haltung der Kirche. Jetzt müssen gerade die anderen ihre Meinungen und ihre Farben anpassen. Nein, das ist es nicht, sondern es die Folge der früheren Haltung der Kirche.

Ich bin nicht gewiß, ob diese so große Nähe und Verbundenheit zwischen Volkstum und Volkskirche für längere Zeit möglich ist und ob dies für die Kirche nützlich sein kann. Ich möchte nur an dieser Stelle feststellen, daß eine solche Verbindung in der gegenwärtigen historischen Situation ziemlich stark ist. Diese Beobachtung wird nur als Bericht über die augenblickliche Lage festgehalten ohne jede damit etwa verbundene Wertung. Die Initiative dazu kommt nicht von der Kirche. Wie könnte sich die Kirche selbst für sich Wege aus dem unfreiwilligen Ghetto schaffen? Die Initiative dazu kommt von Menschen, die plötzlich fühlen, daß sie dringend Religion brauchen, daß an die Stelle eines Vakuums etwas treten muß, was man von der Kirche bekommen kann. Als Beispiel sei nur genannt, daß die Nachrichten des estnischen Rundfunks und Fernsehens jede Möglichkeit nutzen, etwas Gutes von der Kirche und vom kirchlichen Leben zu berichten. So werden beinahe an jedem Tag Nachrichten von besonderen Gottesdiensten oder kirchlichen Ereignissen gesendet. Diese warme und wohlwollende Haltung der Massenmedien zur Kirche ist auch im Vergleich mit Westeuropa ganz einzigartig. Vermutlich wird das nicht lange anhalten. Aber jetzt ist diese Haltung da.

Alle diese geschilderten Entwicklungen betreffen nur die Evangelisch-Lutherische Kirche Estlands. Die Zahl der Methodisten und Baptisten ist auch in den letzten Jahren nicht gewachsen, obwohl diese Freikirchen eifrig die neuen Möglichkeiten nutzen. Sie halten auf den Straßen Missionsversammlungen und veranstalten in Stadthallen geistliche Konzerte mit berühmten Rednern aus dem Ausland, aber das führt nicht zu größeren Mitgliederzahlen. Was die orthodoxe Kirche in Estland betrifft, so muß man sich zunächst vergegenwärtigen, daß sie aus zwei Teilen besteht. In der Zeit der Selbständigkeit Estlands wurde eine autonome griechisch-

orthodoxe Kirche unter der Jurisdiktion des Patriarchen von Konstantinopel gegründet. Diese wurde natürlich nach dem Krieg zu einem Bistum der russisch-orthodoxen Kirche gemacht. Der derzeitige Bischof ist ein Russe. Heute gibt es 39 kleine estnische und 35 russische Gemeinden. Nur in fünf Kirchen gibt es Gottesdienste in zwei Sprachen.¹⁶

Die eingetretene Veränderung ist völlig unerwartet. Plötzlich ist aus der lutherischen Kirche heute tatsächlich eine Volkskirche geworden. Die Überraschung darüber ist umso größer, wenn man sich bewußt macht, daß früher die lutherische Kirche als die Kirche der Herren oder der Deutschen eingestuft wurde.¹⁷ Besonders die selbstbewußten Intellektuellen waren (und sind es im Exil auch jetzt noch) ziemlich stark antiklerikalistisch eingestellt.

5. Wie geht es weiter?

Im Jahr 1989 wurden in der estnischen lutherischen Kirche 12 962 (in der orthodoxen Kirche annähernd 7 000) Menschen getauft. Das ist schön, aber doch nur wie ein Wassertropfen nach einer Dürrezeit. Es wird lange dauern, bis unser Volk wieder ein christliches Volk sein wird, wenn das überhaupt einmal eintreten sollte.

Vermutlich wird der Demokratisierungsprozeß eine zeitlang weitergehen. Ob die Öffnung der Grenzen nur Gutes zu bedeuten hat, kann man auch bezweifeln. Schon jetzt kann man bemerken, daß mit dem geistigen Pluralismus nicht nur gute Einflüsse Einzug halten. Für die Kirche besteht die größte Sorge im Hinblick auf die Zahl und die Qualität ihrer Geistlichkeit. Immer mehr junge Menschen kommen zum Theologischen Institut nach Tallinn, um Theologie zu studieren. Aber Studium im heutigen Estland ist etwas ganz anderes als früher, solange es die Theologische Fakultät an der Universität Tartu (Dorpat) gab. Nach ungefähr zehn bis zwanzig Prüfungen werden die Studenten zu Vizepastoren ordiniert und müssen selbständig in einer Gemeinde arbeiten. Dann geht das Studium nicht so schnell weiter. In den Jahren 1988 und 1989 gab es nur einen Studenten, der sein Studium mit dem vollen Abschluß beendete. Natürlich kann man eine akademische Ausbildung der Pfarrer auch entbehren, wie das in der Geschichte der weltweiten christlichen Kirche oft genug der Fall gewesen ist. Ob es aber für eine lutherische Kirche wirklich möglich oder gar gut ist, daß ihre Amtsträger nicht besonders viel mehr über geistliches Leben und christliche Lehre wissen als andere Neugetaufte, das muß doch in jedem einzelnen Fall eine bedrängende offene Frage bleiben. Ich fürchte, damit ist die Kirche – und in diesem Fall zunächst ihre Amts-

träger – je länger dieser Zustand andauert, umso spürbarer überfordert. Diese nach menschlichem Ermessen wohl größte Sorge unserer Kirche müssen wir fest im Auge halten, wie auch immer sich die Möglichkeiten gestalten mögen.

In den Jahren 1961 bis 1985 betrug der natürliche Bevölkerungszuwachs (d. h. durch Geburten) in Estland 135 550 Menschen, davon nur 26 980 Esten. Nach den Angaben der UNO werden aber auf der Welt an jedem Tag 250 000 und in jedem Jahr 100 Millionen Menschen geboren. Wenn man sich das vor Augen hält, muß man erkennen, daß es nicht möglich wäre, weitere Einwanderung in unser Land zu verhindern. Und das wird auch gelten, wenn unser Land ein selbständiger Staat würde, was man nur schwer für möglich halten kann. Mit diesen nüchternen Zahlen tritt die Aufgabe der Estnischen Evangelisch-Lutherischen Kirche deutlich ins Blickfeld, wie auch immer die politischen Verhältnisse das Bild in ein neues Licht setzen mögen.

Jesus Christus spricht: „Wir müssen die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.“ (Joh 9,4). – Solange noch der Tag ist, laßt uns arbeiten!

Anmerkungen

- 1 Vgl. Aksel Kirch, Rahvustundetusest Koostööni, in: „Aja Pulss“ 1989, Nr. 8, S. 8–10.
- 2 Siehe Hans Hansen, Ma sündisin siin, in: „Rahva Hääl“ 1990, Nr. 94 (22. 04. 90).
- 3 Zuerst wurde der Begriff „Sowjetmensch“ auf dem 24. Kongress der KPdSU gebraucht. Siehe eine Analyse von Mart Nutt, Homo soveticus'e sündroom, in: „Looming“ 1989, Nr. 2, S. 221–225.
- 4 Siehe Jelena Rootamm, Nemad, in: „Noorte Hääl“, 27. 1. 1990.
- 5 Vgl. Maidõ Salum, Igal pool kodus ehk kes küll kaitseks suurt rahvast? [Überall zuhause, oder wer würde wohl ein großes Volk schützen?], in: „Edasi“ Nr. 94, 21. April 1990.
- 6 De caritate annonae eiusque remediis (Universität Dorpat 1695). Estnische Übersetzung in: „Akademia“ 1989, Nr. 8, S. 1709–1748.
- 7 Über diese Fragen habe ich im Mai 1990 bei einem Symposium der Evangelischen Akademie Tutzing gesprochen (Dokumentation in Vorbereitung).
- 8 Jaan Rebane, Rahvusprotsessidest Nõukogude Eestis, in: „Rahva Hääl“ Nr. 92, 20. April 1988.
- 9 Siehe z. B. im Wochenblatt der Estnischen Nachrichtenagentur (ETA) „The Estonian Independent“, Nr. 10, 1990: Golden Anniversary for Soviet Occupation, von Joel Aav.

- 10 Sh. Wassiljewa, M. Tschudakowa: Auf der Suche nach dem verlorenen Vaterland, in: Sputnik. Digest der sowjetischen Presse, Nr. 5, 1990, S. 120ff. Vgl. auch ebd.: „Aber auch die russische Sprache kommt uns abhanden und zwar in Rußland, nicht etwa in Moldawien oder in Estland. Man hat sie für Staats- und Propagandazwecke dermaßen zynisch mißbraucht, daß sie schließlich entartet ist, insbesondere in offiziellen Texten.“
- 11 Die Zugezogenen haben nicht überall gleichmäßig gesiedelt. Die meisten wohnen im Industriegebiet Nordost-Estlands, wo z. B. in der alten Hansestadt Narva es nur noch 4 Prozent Esten gibt. Im Dorf lebt nur sehr, sehr selten ein Ankömmling.
- 12 Siehe „Über die russische Ansiedlung in Alutaguse“ von Otu Liiv, Tartu 1929, S. 35: „Als Raskolniki wurden meistens wertvolle, arbeitsame und demokratische Bürger zur Heimatflucht gezwungen.“ Später, als Estland nach dem nordischen Krieg den Schweden weggenommen und dem Zarenreich angeschlossen wurde, ist diese Idylle für Altgläubige natürlich verschwunden, siehe J. Richter, Die russischen Einwohner westlich vom Peipus-See, Tallinn 1976, S. 235ff.
- 13 Etwas ausführlicher dazu mein Artikel: „Zur Situation der evangelischen Kirche in Estland“, in: „Baltica“ 1989, Juli-Ausgabe.
- 14 „Estland: Immer mehr Taufen und Konfirmationen“, in: „Glaube in der 2. Welt“ 1990, Nr. 5, S. 10f.
- 15 Ich habe davon etwas ausführlicher geschrieben in dem Artikel: „... ja ahtake tee, mis viib ellu“, in: „Horisont“ 1989, Nr. 2.
- 16 Moskva ja kogu Venemaa patriarh Aleksiuuse rüüd ehiv ka Tööpunalipu orden. in: „Eesti Ekspress“ 1990, Nr. 22.
- 17 Vgl. auch Peter Hauptmann, Baltikum II, in: TRE 5 (1980), S. 145–159, bes. S. 154f (4.2 Die kirchliche Neuordnung in Estland).

Heutigen Tages gibt es viele, die sagen, sie wollten das Evangelium annehmen, wenn die Könige und Fürsten selbst Prediger würden; solange aber die Masse der Prediger so klägliche armselige, verachtete Leute seien, sei das die Ursache, warum vernünftige und verständige Menschen solche Prediger verachten. Aber, die das sagen, lügen damit; denn die Gottlosen versäumen und verachten immer das Wort, predigen es gleich die Engel vom Himmel herab oder die Könige und Fürsten in der Welt.

Martin Luther